

Ilse Elisabeth Elfriede E. geb. G.
geb. 04.08.1925 Nemrin / Pommern, gest. 30.01.2012 Gudensberg

Letzte Tage in Pommern/Flucht/Vertreibung

Unsere Familie, die Familie G. lebte vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Hinterpommern, in der Stadt Körlin¹. Wir bewohnten dort ein halbes Mietshaus. Meine Vater und wir arbeitsfähigen Mädchen arbeiteten auf einem Gut. Unsere Familie bestand aus folgenden Personen: August G., mein Vater; Berta G., meine Mutter; Klara W., geb. G., meine älteste Schwester, Wilhelm W., ihr Ehemann, Christel und Manfred W., deren Kinder; Anneliese F., geb. G., meine Schwester; Ernst F., deren Ehemann; Waltraut F., die Tochter der beiden; Marie G., meine Schwester; Martha F., geb. G., meine Schwester; Willi F., deren Ehemann; Lothar F., deren Sohn; Ursula G., meine kleine Schwester und ich, Ilse Elisabeth Elfriede G.



Ilse G., 1946

Die Ehemänner meiner Schwestern wurden im Krieg eingezogen, mein Vater war schon zu alt, er blieb bei uns. Eigentlich haben wir trotz des Krieges sehr glücklich und zufrieden gelebt. Meine Eltern waren sehr fromm und so haben sie auch uns erzogen. Wir haben für die Soldaten an der Front warme Socken gestrickt und gehofft, dass der Krieg bald zu Ende sein wird. Die Deutschen waren schon in Russland und da konnte es nicht mehr lange dauern. Aber dann kam die Wende, der Russe war nicht mehr aufzuhalten und mein Vater sagte: „Wenn der Russe die deutsche Grenze überschreitet, dann dauert es nicht mehr lange, dann ist der Krieg aus.“

So bekamen wir nun alle Angst und an einem Abend, als wir gemütlich in der Stube saßen, flackerte die Lampe und Vater sagte so nebenbei, der Russe ist nicht mehr weit und da hörten wir auch das Grollen der Panzer. Wir rückten enger zusammen und sahen uns gegenseitig an. Alle schwiegen und so saßen wir bis zum Morgen, an Schlaf dachte niemand. Das Frühstück wurde traurig eingenommen, das Vieh musste versorgt werden, die Kühe gemolken, das Leben ging erst einmal weiter.

Am Tag konnte man jetzt die Granateinschläge hören, es war nicht ganz so beängstigend wie in der Nacht. Gegen Mittag kam ein Bote aus der Stadt und sagte: Jeder der ein Sparbuch hat, soll zur Sparkasse kommen. Wir wussten nicht, was das bedeuten sollte und marschierten los, jeder sein Sparbuch in der Hand. Dort angekommen, erfuhren wir, dass jeder, der ein Sparbuch hat 1000 Reichsmark von seinem Gesparten ausbezahlt bekommen sollte. Jeder von uns hatte durchschnittlich 5000 Reichsmark auf dem Sparbuch. Meine Eltern hatten noch mehr, denn meine Mutter war sehr sparsam. Außerdem hatten wir sechs Mädchen jeder eine komplette Aussteuer in unseren Truhen. Wir waren also relativ wohlhabend.

Wir erhielten unser Geld und gingen wieder nach Hause. Weil wir aber Angst hatten, so viel Geld in der Tasche zu haben, kam meiner Mutter der Gedanke, es in unsere Kleidung einzunähen, die wir auf der Flucht tragen wollten. So nähten wir alles in die Säume und man merkte es nicht einmal.

¹ Körlin an der Persante, Kreis Kolberg-Körlin in Pommern.

Dann, im Frühjahr 1945, bekamen wir den Befehl, die Wagen zu packen und am nächsten Tag Pferde vorzuspannen und los ging es, die Flucht begann. Die Straße war schon voller Flüchtlinge und so konnten wir uns nicht gleich einreihen. Aber dann klappte es doch, ein Wagen blieb stehen und ließ uns dazwischen fahren. Ein letzter Blick zurück und dann musste man aufpassen, dass man dem Vordermann nicht in den Wagen fuhr.

Wir waren schon einige Kilometer gefahren, da hörten wir wieder ein fremdes Geräusch. Wir hielten an und sahen wie die Flammenwerfer nach Kolberg² reinschossen. Wir bekamen immer mehr Angst, weil wir nicht wussten, was mit uns geschehen würde.

Wir waren eine Großfamilie von 10 Personen: Vater August, Mutter Berta, Schwester Martha mit ihrem Baby Lothar, die Schwestern Marie und Ulla, dann meine älteste Schwester Klara und ihre Kinder Christel und Manfred und ich.

Ich fuhr den Leiterwagen, der unten mit Stroh, dann mit Federbetten und dem Nötigsten zum Leben beladen war. Einen großen Teppich zum warm halten und noch einen Linoleumteppich, der das durchregnen verhindern sollten, hatten wir dabei.

Wir hatten uns noch nicht ganz von dem Schreck erholt, da stand schon der erste russische Panzer neben mir. Vor Schreck fuhr ich an den Baum und die Deichsel zerbrach. Jetzt war die Fahrt für uns erst einmal zu Ende. Wir stiegen alle aus, liefen auf das Feld, zwischen die deutschen Soldaten. Wir wussten nicht, wohin.

Russische Doppeldecker schossen im Tiefflug mit Maschinengewehren dazwischen, ebenso wie die Soldaten, die auf den Panzern saßen. Wir versteckten uns hinter einer Miete, legten uns an die Miete und warteten, bis alles vorbei war. Getötete deutsche Soldaten lagen wie gesät auf dem Feld.

Wir gingen wieder zu unserem Wagen. Hinten an den Leiterwagen hatten wir unseren großen Handwagen gebunden, schon mit dem Gedanken, falls man uns die Pferde wegnimmt, zur Not noch einen Handwagen zu haben. In diesen Handwagen hatte sich ein Tscheche gesetzt, der hatte schlimme Füße und konnte nicht mehr laufen. Meine Mutter hatte die Füße versorgt und der junge Mann fühlte sich schon wohl und er durfte mit bei uns im Wagen Platz nehmen. Der Tscheche hatte auf einem anderen Gut als Fremdarbeiter gearbeitet, war aber von dort weggelaufen, weil der Gutsherr ihn so schlecht behandelt hatte.

Auf den Panzern um uns her saßen mindestens fünf russische Soldaten, das Maschinengewehr im Anschlag. Ein deutscher Soldat lag im Straßengraben, er wollte gerade eine Panzerfaust abziehen, da schossen die Russen als erste und der Soldat schrie nur kurz auf und die Sache war erledigt. Wenn der Soldat die Panzerfaust geworfen hätte, dann wären auch wir mit in die Luft geflogen.

Der Tscheche blieb bei uns, er unterhielt sich noch mit den Russen und die Panzer rollten weiter. Dann waren alle weg und der Tscheche und mein Vater gingen auf einen Bauernhof, um eine Deichsel zu holen. Sie kamen aber nur mit einem Baumstamm zurück und der passte auch und weiter ging es.

Panzer kamen keine mehr, aber als wir ins nächste Dorf kamen, da hielten die Panzer, die uns überholt hatten. Wir mussten auf das Gehöft fahren und alle aussteigen und ins Haus gehen. Vor dem Haus und hinter dem Haus war je ein Panzer aufgefahren und das Geschoss auf das Haus gerichtet. Dann kamen zwei russische Soldaten zur Tür rein und grüßten mit „Heil Hitler“. Niemand grüßte und da fragte der Soldat, ob wir für die Russen

² Kolberg wurde seit dem 4. März belagert und hielt sich bis zum 18. März. In der Zwischenzeit war es gelungen, nahezu die gesamte Einwohnerschaft und viele Flüchtlinge (über 70.000 Menschen) auf dem Seeweg zu evakuieren.

arbeiten wollten oder für Hitler. Wie aus einem Munde sagten alle, für die Russen. Sie gingen wieder raus und nach zehn oder fünfzehn Minuten kam ein russischer Offizier rein, guckte in die Runde, blieb bei mir stehen und sagte: „Komm mit.“ Meine Mutter fing gleich an zu weinen und sagte, „die sehen wir nicht wieder“.

Ich musste mit in ein anderes Zimmer, da sah ich den Tschechen sitzen. Da wurde mir leichter ums Herz. Der Tscheche aber zuckte mit den Achseln, als wollte er mir sagen, in diesem Fall kann ich nicht helfen. Der Offizier zeigte mir eine Liege und sagte, ich soll mich drauf legen. Das tat ich, ich legte mich angezogen wie ich war auf die Liege und da kam der Offizier. Er war geschockt, als er mich sah, dann machte er mich frei, aber er ließ gleich wieder von mir ab und fragte: „Du nicht mit deutschen Soldaten schlafen?“ Ich schüttelte den Kopf, da rief er den Tschechen, sagte auf Russisch, er soll mich ganz schnell zu unserem Wagen bringen und mich verstecken und soll mir sagen, ich soll ganz still sein, auch wenn man mich ruft. Der Tscheche hat es mir ins Deutsche übersetzt und ich habe vor Angst im Wagen gezittert. Dann – nach einiger Zeit – kamen meine Eltern und Geschwister sowie der Tscheche und wir durften weiter fahren. Ich erfuhr dann, dass meine Schwester Martha dran glauben musste.

Wir mussten weiter fahren und da kamen wir an eine Feldscheune, die war nicht wie üblich nur mit einem Dach und ringsum offen, sie war massiv, wie eine richtige Scheune. Die Tore standen offen und als wir näher kamen, sahen wir, dass die Scheune voll Trecks war. Es herrschte eine unheimliche Ruhe und der Russe zeigte uns, dass wir auch rein fahren sollten. Ich fuhr hinein, spannte die Pferde aus und stieg wieder in den Wagen. Ich hörte wie mein Vater leise zur Mutter sagte: „Hast du auch gesehen, dass die Männer dort ein Massengrab geschaufelt haben?“ Meine Mutter bekam einen Schreck und überlegte. Dann sagte sie zu dem Tschechen: „Geh doch mal zu den Soldaten und horche, was sie mit uns vorhaben.“ Der Tscheche ging und kam ganz schnell wieder und sagte zu mir: „Hilf mir schnell die Pferde anspannen, wir sollen gleich aus der Scheune raus fahren.“ Und da kam auch schon ein Russe und rief uns zu: „Dawei, Dawei.“ Eine gnädige Frau hatte das mitbekommen und wollte auch mit ihrer Droschke raus fahren, aber der Russe fasste in die Zügel von ihren Pferden und schob den Wagen zurück. Uns ließ er durch und machte dann das Scheunentor zu.

Der Tscheche sagte uns, wir sollten das Baby kneifen, damit es schreit. Das tat meine Schwester auch und das Baby fing an zu schreien. Am Tor standen zwei Russen und als wir vom Hof fahren wollten, schlugen sie mit dem Gewehrkolben auf die Pferde ein, damit die schneller laufen sollten. Wir mussten eine kleine Anhöhe hoch und auf einmal hörten wir Schreie. Ich drehte mich um und sah, dass die Scheune in Flammen stand. Diese Schreie werde ich nicht vergessen.

Wir sind dann weiter gefahren und als wir ein ganzes Stück weg waren, hielten wir an. Der Tscheche wollte jetzt allein weiter gehen. Er meinte, wir wären jetzt außer Gefahr und könnten alleine weiter fahren.

Meine Mutter wollte nach Sager, da wohnte noch ihre Tochter Anneliese mit ihrer Tochter Waltraut. Sie wollte sehen, ob sie noch mit ihrem Kind lebt. Wir wollten gerade weiterfahren, da kam ein junger Russe und nahm uns die Pferde weg. Was nun? Keiner konnte was in Russisch sagen. Als der Russe weg war, machten wir den Handwagen ab und berieten. Dann sagten wir: „So Mutter, wir legen ein Bett in den Handwagen, da setzen wir dich rein und das Baby geben wir dir auf den Schoß.“ Meine Mutter hatte allen Mut verloren und sagte: „Lauff Kinder, rette euch, ich bleibe hier sitzen. Ich bin alt, ich kann nicht laufen.“ Wir sagten: „Kommt nicht in Frage, ohne dich gehen wir auch nicht.“ Wir setzten uns alle neben sie und niemand sagte ein Wort. Dann sagte Mutter nach einer Weile: „Gut setzt mich rein und gebt mir das Baby.“

Allen fiel ein Stein vom Herzen. Dann zogen zwei von uns den Wagen und bergauf schoben noch alle und dann sahen wir schon von weitem das Dorf Sager. Wir kamen immer näher und auf einmal blieben alle wie angewurzelt stehen. Es waren ungefähr zwanzig tote Mann, die da lagen. Es waren Volkssturmmänner aus dem Dorf. Das Gehirn war aus den Köpfen rausgelaufen, so lagen sie da. Es war ein Bild des Grauens. Wir fuhren ganz schnell vorbei und hatten Angst, uns könnte auch noch jemand erschießen.

Meine Schwester wohnte gleich am Anfang des Dorfes. Sie war Gott sei Dank zu Hause. Sie hatte sich auch schon Sorgen um uns gemacht. Wir waren froh, dass alle noch am Leben waren. Wir blieben die Nacht bei ihr. Sie erzählte uns ihre Geschichte, sie war zu Hause geblieben und gar nicht erst geflohen, weil sie Angst davor hatte, allein mit dem Kind.

Am anderen Morgen wollten wir weiter. Wir hatten Angst, noch einmal an den Erschossenen vorbei zu müssen. Aber man hatte alles in Ordnung gebracht. So gingen wir wieder zurück. Wir wollten auch nach Hause und mussten jetzt einen anderen Weg einschlagen. Dieser Weg war uns bekannt, das war der Weg, den wir immer gegangen waren, wenn wir die Schwester besucht hatten. Jetzt begegnete uns kein Russe mehr. Es war so, als wäre Frieden eingekehrt. Zu Hause angekommen, war der Anblick nicht sehr schön. Die Ställe standen offen, die Schweineköpfe lagen auf dem Hof. Ansonsten war kein Stuck Vieh, keine Kuh, kein Huhn, kein Schaf da. Dann wollten wir ins Haus.

Als wir fort gegangen waren, hatten wir das Haus verschlossen. Keine Haustür war mehr drin. Im Haus war kein Kleidungsstück mehr, keine Wäsche, kein Geschirr, alles war weg. Ich wollte den Ofen anheizen, weil es kalt war, aber Vater sagte: „Halt ich sehe erst nach, ob Munition da drin versteckt ist.“ Mein Vater bückte sich und holte eine Handgranate aus dem Ofen. Er sagte: „Siehst du Mädchen, beinahe hätte es uns doch noch erwischt.“

Wir machten alles sauber. Zu essen hatten wir noch und so schien es auch hier, als ob Frieden eingekehrt war. Aber der Schein trog. In der Nacht ging es los. Vater hatte schon so etwas Ähnliches wie eine Tür gefunden, aber wir konnten das Haus nicht verschließen. Zwei Russen kamen und klopfen, sie wollten rein. Das erste, was sie wollten: „Frau komm!“ und meine Schwestern mussten dran glauben. Ich hatte mich versteckt. So ging es dann Nacht für Nacht und weil wir uns nicht hingeben wollten, machten wir die Fenster auf und schrien um Hilfe. Sogar mein Vater schrie mit. Am Tage erfuhren wir, dass die ganze Stadt Körlin voll Russen war. Die Persante³ trennte uns von der Stadt. Auf der einen Seite war die Stadt, die Persante war dazwischen und auf der anderen Seite wohnten wir. Die Brücke war kaputt, aber man konnte über die Steine laufen und kam so ans andere Ufer.

Jetzt hatten uns die Russen entdeckt und kamen am Tag darauf wieder. Ich musste mitkommen. Ich wusste nicht, wohin er mich bringen würde. Er ging mit mir die Straße entlang, bog rechts ab und da sah ich Männer, die auch hier ein Massengrab ausgruben. Zwei Mädels, die ich kannte, standen auch schon da. Dann mussten die Männer aufhören zu graben und der Russe ging mit ihnen aufs Feld. Dann kamen sie mit jungen toten Soldaten zurück. Sie mussten die Soldaten ablegen, knöpfte ihnen die Jacke auf und holten die Erkennungsmarken raus, die sie um den Hals trugen, zerbrachen sie und das abgebrochene Stück steckte er in die Tasche. Wir Mädels sollten es genauso machen und ihm dann die Ecke der Marke geben. Die Männer hatten schon ein paar Soldaten zusammengetragen. Mir wurde es ganz schlecht, aber der Russe sagte: „Dawei, dawei!“ und ich musste machen, was er sagte. Dann musste ein Mädchen den Soldaten vorne anheben und das andere hinten und den Soldaten in die Grube werfen. Es dauerte

³ Die Persante ist ein Flachlandfluss in Hinterpommern.

Stunden. Ich war erst 17 Jahre alt, die anderen Mädchen waren 21 Jahre alt. Dann mussten die Männer das Grab zu schaufeln. Wir gaben den Russen die Erkennungs-
marken und konnten nach Hause gehen.

Meine Eltern waren glücklich, als sie mich sahen. Ich konnte nicht essen, so übel war mir. Ich sagte kein Wort. Mutter sagte: „Geh ins Bett, morgen sieht alles ganz anders aus.“ Aber ich kann es bis heute nicht vergessen. Die jungen Soldaten mussten für nichts sterben. Ich nagelte ein Holzkreuz zusammen und am Grab fand ich einen Helm, den ich auf das Kreuz setzte, weinte und ging nach Hause. Am anderen Tag ging ich wieder hin. Der Helm lag da und das Kreuz war rausgerissen. Ich brachte alles wieder in Ordnung. Ich erzählte es meiner Mutter, sie sagte, du darfst nicht mehr hingehen, wenn sie dich beobachten, erschießen sie dich auch. Ich tat, was meine Mutter sagte und blieb fern.

Jetzt sollte die Brücke in ein paar Tagen aufgebaut werden, weil russischer Nachschub kommen sollte. Der Krieg war noch nicht aus. Russische Truppen standen vor Berlin. Jetzt wurden wir wieder geholt, Steine schleppen. Das ging von früh bis spät abends, bis die Brücke fertig war. Dann hieß es, morgen kommen Reiter, da muss alles fertig sein. Aber plötzlich meinte jemand, da kommen sie schon an der Persante entlang geritten.

So was hatte ich noch nicht gesehen. Vorne alles schwarze Pferde, da saßen Soldaten mit langen Säbeln, Umhang und einer runden Mütze mit einem Kreuz. Der Oberste hatte den ganzen Mund voll goldener Zähne. Die Soldaten waren in Viererreihen oder mehr, ich weiß es nicht mehr bestimmt. 50 schwarze Pferde, dann genau so viele weiße. Es war eine lange Reihe und alle Reiter waren gleich angezogen. Wenn diese Truppe über die Brücke geritten wäre, da wäre sie wieder zusammen gebrochen. Sie ritten alle Richtung Berlin. Als die Brücke fertig war, bekamen wir Einquartierung von den Russen. Sie nahmen sich das Wohnzimmer und wir durften bleiben und die anderen Räume benutzen. Jetzt hatten wir Ruhe, es traute sich kein Russe mehr zu uns und die bei uns wohnten, taten uns nichts.

Dann fuhr ein LKW auf den Hof, der war voller Lebensmittel. Zwei Russen stiegen aus und übernachteten bei uns. Auch diese taten uns nichts, im Gegenteil, sie gaben uns noch zu essen und fuhren am nächsten Tag weiter. In Abständen kamen sie jetzt immer wieder zu uns und so bekamen wir raus, dass sie Lebensmittel an die Front fuhren. Dann kam nur noch einer von ihnen zu uns. Er erzählte uns, der Krieg sei aus, Berlin sei gefallen und sein Kumpel hätte einen Volltreffer bekommen und wäre tot. Er verabschiedete sich von uns, bedankte sich und war dann für immer fort.

Jetzt kam ein Kommandant nach Körlin. Ab dann mussten wir auf dem Feld arbeiten, dafür bekamen wir dann etwas zu essen. Belästigt wurden wir nicht mehr und nach einem Jahr zogen die Russen ab und der Pole kam.

Einmal ging ich mit meiner kleinen Nichte Christel in die Stadt. Ich wollte mal sehen, ob ich was zu essen organisieren konnte. Wir waren noch nicht weit gegangen, da kamen zwei polnische Soldaten und hielten uns an. Sie fragten, wo ich hin wollte. Sie waren so mit mir beschäftigt, dass sie nicht merkten wie meine Nichte Christel zwischen meinen Beinen durchkrabbelte und nach Hause lief. Sie erzählte meiner Mutter alles und so bekamen auch die Russen, die bei uns wohnten alles mit. Auf einmal kamen sie dorthin, wo ich mit den Polen war.

Die Polen hatten mich mitgenommen. Sie brachten mich in ein Haus, wo deutsche Soldaten gefangen gehalten wurden. Sie schälten alle Kartoffeln und ich musste mich dazu setzen und auch welche schälen. Die Russen hatten das Haus, in dem ich war schnell gefunden, denn vor dem Haus standen Polen mit Gewehren. Sie holten mich raus und die Polen ließen mich ohne ein weiteres Wort mitgehen und so war ich wieder frei.

Dann durften wir nicht mehr arbeiten, der Pole verbot es. Nach einer Woche kamen sie und sagten, binnen 24 Stunden müssten wir raus. Wir durften nichts mitnehmen, aber wir hatten ja sowieso nichts mehr. Wir mussten nach Belgard⁴, das war die nächste Stadt. Dort wurden wir in Viehwaggons verladen. Nicht einmal Stroh war drin, auf dem nackten Boden mussten wir sitzen. Dann fuhren wir los, Richtung Scheune. Unterwegs hielt der Zug auf einer Bahnstation an. Mein Vater und ich mussten mitkommen. Ich musste mich nackig ausziehen. Sie rissen mir meinen kleinen Beutel vom Hals. Den hatten wir uns genäht und da war für jeden einmal Besteck, Seife und das Sparbuch drin.

Die Seife flog weg, das Sparbuch zertrat der Pole mit den Füßen und das Besteck durfte ich behalten. Ich zog mich schnell wieder an. Ich sah meinen Vater über den Acker laufen, nur mit einem Stiefel. Ich lief hinter ihm her und rief: „Vater halt an!“, aber er hörte nicht. Dann lief ich noch schneller und holte ihn ein und brachte ihn schnell zurück. Der Zug stand noch da, wir haben ihn gerade noch so bekommen.

Dann fuhren wir weiter. Da hielt der Zug wieder und nahm Wasser. Meine Schwester Marie und ich gingen in einen Güterschuppen. Wir mussten austreten. Der ganze Güterschuppen lag voller toter Männer, Frauen und Kinder. Wir bekamen solche Angst. Sie lagen wie Brote auf der Erde, alle der Reihe nach. Da entdeckte ich eine Frau, sie lag da, den Arm zur Seite gestreckt und ein Baby lag daneben. Ich ging hin, legte ihr das Baby in den Arm und legte den Arm um das Kind. Dann sind wir schnell raus gegangen und kamen im letzten Moment wieder in den Zug.

Dann endlich kamen wir in einer größeren Stadt an. Es sah aber auch nicht besser aus. Wir sollten in eine Scheune und als wir rein gehen wollten, kam eine alte Frau raus und meinte: „Geht bloß nicht dort rein, da kommt ihr mit dem Baby nicht wieder raus.“ Es liegen so viele Tote drin.

Wir blieben stehen und berieten, was wir machen sollten. Ich sagte: „Mutter, ich gehe mal zu der Leiterin und frage, ob wir nicht nach Weimar fahren können.“ Von dort war der Mann meiner Schwester Martha. Ich verhandelte mit ihr, aber sie sagte, sie kann keine Ausnahme machen. Ich ging auf Toilette, trennte meinen Saum vom Rock auf und holte 500 Reichsmark raus und ging wieder hin. Ich zeigte ihr das Geld und bat sie noch mal, uns fahren zu lassen. Sie sah mich an und sagte: „Na gut, aber auf eigene Verantwortung.“ Die übernahm ich gern und obwohl mir nun fast kein Geld mehr blieb, war es die Sache doch wert.

Wir erfuhren, dass wir in Angermünde waren. Wir wollten den nächsten Zug nehmen und sie sagte uns noch, wenn wir uns beeilen, bekommen wir noch den Zug nach Berlin. So beeilten wir uns, um zum Zug zu kommen. Unterwegs begegneten wir noch vier einheimischen Frauen, die waren wütend und sagten zu uns, als sie unsere Großfamilie sahen: „Das Zigeunerpack sollten sie lieber erschießen, fressen uns nur alles weg.“ Wir taten, als hätten wir nichts gehört, steckten auch diese Beleidigung weg und eilten zum Zug. Wir wollten ja sowieso weiter.

Wir atmeten auf, als wir im Zug saßen und ab ging es nach Berlin. Inzwischen war es nun schon Nachmittag geworden. Die Zugfahrt war zu Ende und wir waren in Berlin. Wir liefen umher, wir kannten uns ja nicht aus und auf einmal standen wir vor dem Berliner Zoo. Natürlich waren keine Tiere mehr drin, es standen nur noch die leeren Käfige. Auf einmal merkten wir, dass eine Straße weiter ein Auffanglager war und zwar ein Westdeutsches. Wir gingen dort hinein. Wir wurden auch gleich begrüßt und bekamen auch was zu essen, Weißbrot.

⁴ Kreisstadt und Gemeinde in Hinterpommern (Belgard an der Persante).

Wir aßen gleich im Flur. Die Frau mit dem weißen Kittel sagte zu uns, ich komme gleich wieder und so haben wir gewartet. Aber als sie kam, teilte sie uns gleich ein. Die Kinder dort hin, die Eltern dort hin und so weiter. Sie ging noch mal weg, wir sahen uns an, einigten uns ohne große Worte und rissen aus. Wir waren bis jetzt nach so vielen Strapazen alle zusammen geblieben und jetzt wollte sie uns auseinander reißen. Davor hatten wir große Angst.

Wir sind schnell abgehauen und irrten durch Berlin. Dann haben wir uns auf den Bürgersteig gesetzt, weil wir nicht wussten, wohin. Es wurde schon dunkel und auf einmal kam eine Frau aus dem Haus und nahm uns mit. Sie sagte: „Auf der Straße können sie nicht bleiben, hier ist nachts viel los. Wenn es ihnen recht ist, können sie die Nacht im Keller verbringen.“ Sie zeigte uns das Haus und dann ging sie. Sie war ein guter Mensch, denn sie half uns, ohne uns zu kennen. Zu Essen hatten wir ja schon bekommen und Wasser haben wir von der Toilette geholt.

Ganz früh am Morgen machten wir uns auf den Weg zurück zum Bahnhof. Wir mussten uns durchfragen und so kamen wir auch alle an. Jetzt kam ein Zug, der fuhr nach Westdeutschland über Gera. Der Zug war schon überfüllt, sogar auf dem Dach saßen Jugendliche. Ich besorgte für meine Truppe einen Platz und ich selber ging raus und stand die ganze Fahrt auf dem Trittbrett. Ein junger Mann suchte Anschluss und sagte, ich sollte mit ihm nach Westdeutschland fahren. Ich sagte nein, es tut mir leid, ich leite eine Großfamilie. In Weimar stiegen wir aus und gingen in die Rittergasse, wo die Familie des Mannes meiner Schwester Martha wohnte. Wir wurden aufgenommen, aber für 12 Personen war auch hier kein Platz. Vater August, Mutter Berta, Schwester Martha mit ihrem Baby Lothar, die Schwestern Marie, Ulla, Ilse, Schwester Klara und ihre Kinder Christel und Manfred, Schwester Anneliese und deren Tochter Waltraut.

Meine Schwester Martha bekam ein kleines Zimmer mit ihrem Baby. Vater und Mutter durften auch bleiben und wir anderen gingen zum Rat der Stadt. Aber die nahmen uns nicht auf und schickten uns nach Gera ins Lager zurück. Dort sollten wir erst mal bleiben und dann einen Antrag stellen, sonst bekämen wir keinen Zuzug nach Weimar. Also fuhren wir wieder nach Gera ins Auffanglager. Wir wurden sofort aufgenommen. Meine Nichte Christel und mein Neffe Manfred hatten Ausschlag im Gesicht und ich an den Beinen. Der Arzt sagte, ich kann helfen. Ich habe noch ein wenig gute Salbe, aber die reicht nicht mehr für drei und ein wenig weniger gute Salbe. Wählen sie, wer sie bekommen soll, bei der guten Salbe bleiben keine Narben, bei der anderen Salbe bleiben Narben. So beschloss ich, dass die Kinder für ihr Gesicht die gute Salbe bekamen und ich nahm die andere. Es heilte schnell und man sah nichts im Gesicht. Die Narben an meinen Beinen sieht man heute noch, aber das ist nicht schlimm.

In Gera gingen wir betteln, weil das Essen im Lager so schlecht war. Jeden Tag Kohlrübensuppe und eine Schnitte Brot. Die Suppe war so dünn, davon wurden wir nicht satt. Wenn die Russen Kontrolle machten, war der Kessel halb voll und wenn sie weg waren, nahmen die in der Küche den Schlauch und ließen so viel Wasser dazu, dass der Kessel voll war. Die Russen kamen dahinter und passten auf wie die Küchenfrauen des Nachts das Fleisch in den Taschen nach Hause trugen. Der Russe machte kurzen Prozess und sie wurden alle entlassen. Dann wurden wir nach Neustadt/Orla verlegt, bis wir unsere Papiere bekamen und anschließend wurden wir nach Rosendorf gebracht, wo wir arbeiten sollten. Papiere für Weimar hatten wir noch immer nicht.

Ich ging zum Bürgermeister und bat ihn, dass er uns nach Weimar lassen sollte, wo doch meine Eltern und auch die anderen Geschwister waren. Er wollte eigentlich nicht, aber er gab uns ein Schreiben mit und sagte, ihr geht auf eigene Verantwortung, ich nehme euch nicht wieder auf. In Weimar durften wir tatsächlich bleiben und so bekamen wir Zuzug.

Die Stadt gefiel uns gleich vom ersten Augenblick und wir sind auch fast alle hier geblieben: Mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern Klara mit Kindern, Martha mit Kind, Marie und ich. Meine Schwester Anneliese ist mit ihrer Tochter nach Hagen weiter gezogen, sie hatte über ihren Mann dort Verwandte. Die Männer meiner Schwestern sind auch alle wohlbehalten aus dem Krieg heimgekehrt. So ist unsere Familie, Gott sei Dank, vollständig erhalten geblieben. Alle haben den Krieg wohlbehalten überlebt. Ein Teil der Familie lebte nun in Weimar, der andere in Hagen/Westfalen. Später zog meine Schwester Ursula nach ihrer Hochzeit zu ihren Schwiegereltern nach Riechheim. Ich heiratete einen Mann aus Buttstädt. Wir haben vier Töchter: Annelie, Brigitte, Karin und Petra.

[...]

Es folgen private Aufzeichnungen zum Verbleib der Familie.